

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 7

Artikel: Hinter der blauen Ferne : Abenteuer eines Schweizers in fünf Kontinenten (1911-1926)
Autor: Brändli, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



HINTER DER BLAUEN FERNE

Abenteuer eines Schweizers in fünf Kontinenten (1911—1926)

Von Karl Brändli. Illustriert von H. Schöllhorn

Das ist die wahrheitsgetreue Erzählung eines Schweizers, den die Lust nach Abenteuern und die Sehnsucht nach der Ungebundenheit fremder Länder in fünfzehn Jahren ohne Geld rund um die Erde geführt hat. Die Abenteuerlust, die unsere Vorfahren zu Reisläufern machte, ist dieselbe geblieben, geändert hat sich in unserem Jahrhundert der Eisenbahnen und Wolkenkratzer nur die Art ihrer Realisierung.

Eines Morgens hob ich heimlich mein Sparkassenbuch ab und löste ein Billet nach Bex, wo ein Freund von mir auf einem Bau arbeitete. Ich war 17-jährig und hatte soeben meine Lehrzeit

als Maurer beendet. Mein Vormund wollte mich aufs Technikum Burgdorf schicken. Der Gedanke, mich wieder in eine Schulbank zu zwingen, war mir aber so verhasst, dass ich durchbrannte.

In Bex arbeitete ich 5 Tage auf dem Bau mit. Dann erhielt ich einen Brief eines Kollegen, der mir riet, nach Montreux zu kommen. Dort sei es, — schrieb mein Freund —, leichter als irgendwoanders —, sich ohne viel Arbeit durchzubringen. Wirklich verdiente ich in Montreux Geld wie Heu. Mein Lohn als Chasseur im Kursaal war zwar klein. Abends erarbeitete ich mir aber ein reichliches Zuschusseinkommen: Auf einem Tischchen neben der Garderobe stand eine kleine Kasse mit der Aufschrift: *A volonté*. Ein ähnlicher Kasten, wie man ihn in den Sonntagsschulen beim Ausgang hinstellt, wo ein Neger mit dem Kopfe nickt, wenn man einen Fünfer hineinwirft. Mir nickte allerdings schon dazumal der Neger nicht manchmal zu, da ich gewöhnlich den Sonntagsschulbeitrag aufbewahrte, um Schaumschokolade zu kaufen.

Die Gäste, die nun in das Kasino kamen, warfen das Geld selten direkt in den Kasten, sondern drückten es uns uniformierten Chasseurs in die Hand. Anstatt in die Kasse wanderten die Sous in die vier grossen Taschen meiner Uniform, die ich mit Watte ausgefüllt hatte, damit es nicht klirrte. Stand aber zufällig der Direktor in der Nähe, dann liess ich natürlich die Batzen möglichst auffällig mit grossem Lärm in das Kässchen rasseln.

Als ich mir auf diese Weise 200 Franken erspart hatte, fuhr ich nach Nizza. Dort sass ich zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben in einer richtigen Loge. Das hatte ich meiner grossen Handschuhnummer zu verdanken, welche mir eine Anstellung als Claqueur im Casino verschaffte. Unser 12 Burschen wurden im Theatersaal verteilt unter der An-

leitung des Ober-Claqueurs, der uns je-weilen ein Signal gab, wann wir mit Klat-schen einzusetzen hatten.

Aber natürlich, Claqueur zu sein, zahlt sich nicht aus. Es kam deshalb bald der Moment, wo all mein Geld zum Teufel war und mir nichts anderes übrig blieb, als im « *Asyle de nuit* » Zuflucht zu suchen. Das Nachtsyl in Nizza befindet sich in einem alten Kloster. Schlafen konnte man die ersten drei Nächte umsonst, zu essen aber gab's nur, wenn man vorher an der Gebetsversammlung teilnahm. Selbstverständlich betete ich unter diesen Umständen. Dann wurde Nudelsuppe abgegeben und um 9 Uhr musste alles ruhig sein. Als ich am ersten Abend in den nur schwach erleuchteten Schlafsaal kam, schien das Bett verlockend weiss, und voller Freude sprang ich hinein. Aber o weh, die Matratze war so hart, dass ich beinahe einen Knochenbruch erlitt. Um 5 Uhr morgens läuteten die Glocken Tagwacht! Dann hiess es: Auf und auf die Suche nach Arbeit! Als die drei Tage herum waren, fand ich eine noch angenehmere Schlafgelegenheit in einem der Badhäuschen am Strand. Die Nächte waren warm und es war ein herrliches Schlafen in der angenehmen Meerluft. Ich merkte bald, dass ich nicht der einzige war, der diese Idee gehabt hatte. Beinahe alle die Strandhäuschen bekamen nachts Einquartierung. Leider währte die Herrlichkeit nicht lange. Irgendwie kam die Polizei dahinter und stürmte etwa 20 Mann stark, nachts 1 Uhr unvermutet das erste Häuschen. Sie erwischten natürlich dessen Insassen, in allen andern aber hörte man den Krawall und machte sich aus dem Staube.

Mit Gepäcktragen verdiente ich hin

und wieder einige Franken. Da ich aber kein richtiges Auskommen hatte, beschloss ich, zusammen mit einem Freund die Ueberfahrt nach Algier zu riskieren. Ein Kamerad in der Schweiz, der mir noch 50 Franken schuldig war, sandte mir das Reisegeld. Als wir in Algier ankamen, waren wir beide ohne einen roten Rappen. Der Konsul gab uns einige Adressen, wo wir um Arbeit fragen konnten und schon am zweiten Tag verdiente ich als Maurer 4 Franken und mein Freund, der Toni, als Handlanger Fr. 2.50. Das war vor dem Krieg, als noch alles billig war. Wir konnten damit sehr gut leben.

* * *

Die Hitze in den Sommermonaten wurde aber so unerträglich, dass ich mich entschloss, ein kälteres Klima aufzusuchen, auch wollte ich noch mehr von der Welt sehen.

Verschiedene Male versuchte ich mich auf dem « Kaiser Franz Josef », vom österreichischen Lloyd, einzuschleichen, aber ohne Erfolg. Ich gab aber den Plan nicht auf. Wenn ein Schiff im Hafen liegt, gehen regelmässig Schwärme von Krämern mit Seife, Ansichtskarten, Schmuck-sachen usw. an Deck. Unter diese Hausierer mischte ich mich, als ein Schiff von Indien, das nach Antwerpen fuhr, in Algier dockte. Als das Deck gereinigt wurde und alles, was nicht zur Mannschaft gehörte, wieder aufs Land musste, verkroch ich mich, um mich erst wieder zu zeigen, als wir 10 Meilen vom Ufer entfernt waren. Da ich kurz vorher noch bestohlen worden war, hatte ich keinen Franken in der Tasche und Kleider nur die, die ich am Leibe trug. Für alle Fälle hatte ich aber eine Flasche Kognak mitgenommen, die kam mir sehr zu gut. Der

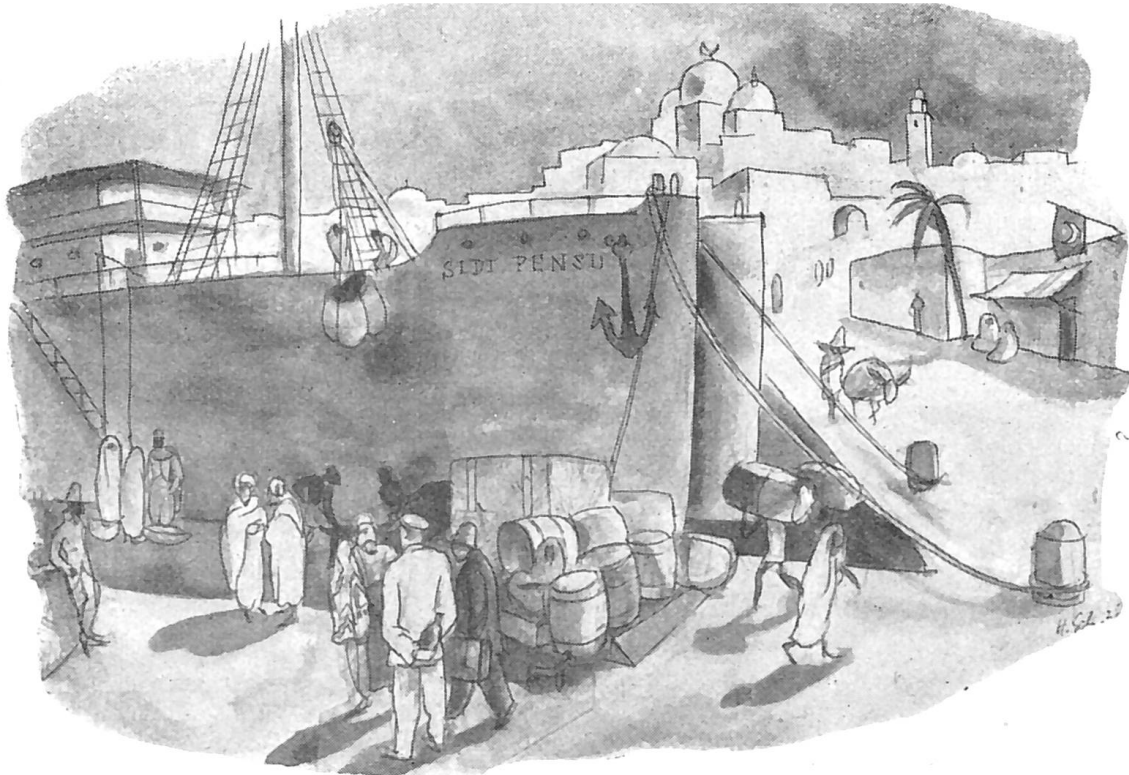
Bootsmann, vor den ich gebracht wurde, fuhr mich zuerst ziemlich barsch an: « Was tust Du hier ? » Ich erklärte ihm die Sachlage und überreichte ihm gleichzeitig die Flasche. Eine solche Aufmerksamkeit macht immer einen guten Eindruck.

— « Du bist ein braver Junge », meinte er hierauf. « Wirst einmal ein feiner Schiffsmann ! »

Ich wurde dann noch vor den ersten Offizier geführt und die Sache war in Ordnung. Es ist viel leichter, sich auf ein Schiff einzuschleichen, als man gewöhnlich meint. Man muss ja nicht glauben, die Mannschaft sähe es ungerne, wenn sich einer einschleicht. Je grösser die Besatzung, umso weniger Arbeit trifft es auf den einzelnen, das ist ja logisch.

Ich musste natürlich den Deckjungen spielen, Geschirr waschen und das Deck scheuern. Meistens half ich aber in der Küche. Ich verstand mich sehr gut mit dem Koch. Deshalb hatte ich auch feines Essen und viel, während die Mannschaft hauptsächlich mit Reis und immer wieder Reis den Magen stopfen musste.

In Dunkirk ging ich ans Land, in der Absicht, nach Antwerpen zu walzen. Zufällig traf ich dort einen Jugendfreund an, der bei einer reichen Amerikanerfamilie als Chauffeur angestellt war und mit dem Wagen auf die Ankunft seiner Herrschaft wartete. Er half mir sofort aus und lud mich zu einer Bummelfahrt ein. Auf Kosten der Herrschaft fuhren wir in der prachtvollen Limousine vierzehn Tage lang in ganz Belgien und Holland herum. Dann verabschiedete ich mich und walzte nach Gent. Dazumal wurde gerade an der Weltausstellung gebaut; natürlich arbeitete der Karl einige Tage mit. Dann verzog ich mich nach Antwerpen.



„Als ein Schiff von Indien in Algier dockte . . .“

Wie ich dort am Hafen umherschlen-
dere, wen treffe ich an? — Den Ringger-
Jean, der mit mir auf der gleichen Schul-
bank in der Primarschule geschwitzt
hatte. Er kam gerade von Paris und
wollte auch aufs Wasser. « Das trifft sich
gut », sagte ich, « gehen wir gleich zu-
sammen! » Und von jenem Moment an
waren wir für die nächsten vier Jahre
unzertrennlich wie zwei Brüder, — oder
vielmehr im Gegensatz zu zwei Brüdern.

Jeden Tag fragten wir auf der Red-
Star-Linie um Arbeit. Schliesslich hiess
es, wir könnten auf ein Schiff, das nach
New York fuhr, als Kohlenschaufler. Da
ich aber erst 18jährig war, wollte mir der
Schweizerkonsul die Bewilligung nicht
geben ohne das schriftliche Einverständ-
nis meiner Eltern. Nun sass ich bös in

der Tinte. Schon viermal hatte ich heim-
geschrieben. Das erstemal schrieb mir
mein Vormund, ich brauche nicht in der
Welt herumzulungern, ich solle nach
Hause zurückkehren und etwas Rechtes
lernen, später erhielt ich überhaupt keine
Antwort mehr. Ich wusste mir aber doch
zu helfen. In einer Matrosenwirtschaft
diktirte ich einem Kollegen, der eine
gute Handschrift hatte, folgenden Brief :

Lieber Karl !

*Wir haben Deinen Brief erhalten und
der Vater und die Mutter sind einver-
standen, dass Du auf die See gehst;
bleibe aber nur recht brav und komme
nicht vom rechten Wege ab !*

*Indem wir dieses hoffen, grüsst Dich
herzlich Dein Dich liebender Bruder*

Emil.

Auf das Kuvert klebte ich eine gebrauchte 25-Rappen-Marke, verwischte mit dem Fingernagel das Datum des Stempels und ging triumphierend zum Schweizer Konsul: « Sehen Sie, jetzt habe ich die Bewilligung! » Der Konsul sah mich etwas misstrauisch an. « Es ist lange gegangen », sagte er, gab mir aber doch den nötigen Ausweis.

Wenn man auf ein Schiff engagiert wird, erhält man sofort Heuergeld, aber nicht in bar, sondern in Form eines Gutscheines. Der Inhaber des Sailor-homes, wo der Seemann logiert, gibt nun auf einen solchen Gutschein Vorschuss, nachdem er die Logiskosten, die er vorher kreditierte, abgezogen hat. Der dicke Willi, der Wirt im Sailor-home in Antwerpen, war ein richtiger Gauner. Sofort machte er sich an uns heran:

« Wenn du auf die See willst, musst du doch einkaufen. Du musst Bettzeug haben und Kleider! »

Natürlich kam er dann mit beim Einkaufen und wir mussten alles dreimal teurer bezahlen. Diese Seemanns-Ausstattungsgeschäfte und die Wirte, die stecken ja alle unter einer Decke.

So waren wir auf einmal auf der Fahrt nach Amerika, der Ringger-Jean und ich.

Vor der Abreise kniepten wir noch wacker und sangen zusammen das schöne Lied der Schweizer Auswanderer:

*Willst du das Dienstbüchlein zerreißen,
Das dir das teure Hochland gab,
Willst nicht mehr Schweizerbürger heissen,
So wand're nach Amerika!*

Aber das Herz klopfte uns gar nicht bange in der Brust, wie es im Lied heisst.

Die Arbeit als Kohlenschaufler ist nicht so schlimm, wie man etwa meint. An die Hitze gewöhnt man sich, man

trägt ja auch nichts anderes als eine Hose und Schuhe. Der Schmutz und der Kohlenstaub stören wenig, es ist ja obligatorisch, dass man sich nach jeder Wache mit warmem Wasser wäscht. Natürlich ist es manchmal eine Schinderei, die grossen Briketts mit dem Hammer in kleine Stücke zu zerschlagen, aber manchmal hat man auch ein ziemlich bequemes Leben, besonders bei schlechter See. Als Kohlenschaufler fahre ich nämlich viel lieber bei Sturm als bei schönem Wetter, denn bei hohem Wellengang wird nur mit reduzierter Geschwindigkeit gefahren. Man braucht also weniger Kohle und das heisst für den Kohlenschaufler weniger Arbeit.

Der Kohlenschaufler ist der Handlanger des Heizers, der Heizer erhält 50 Franken mehr Lohn im Monat. Bei der zweiten Ueberfahrt meldeten wir uns deshalb als Heizer. Nach zwei Tagen wurden wir aber mit Schimpf und Schande wieder abgesetzt und in die Position eines Kohlenschauflers zurückdegradiert. Unsere Feuer wollten einfach nicht brennen. Die Sache war doch schwieriger als sie aussah.

Schon das erstemal, als wir in New York ankamen, hatten wir die Absicht, das Schiff zu verlassen. Wir getrauten uns aber nicht recht ans Land, da unsere Ersparnisse nur klein waren. Das zweitemal hatten wir wieder nicht mehr Geld beisammen und als wir zum drittenmal in New York ankamen, war es die gleiche Geschichte, der Ringger-Jean und ich besaßen zusammen nur 30 Cents. Natürlich hatten wir noch Lohn zugut, aber was half uns das? Der wird natürlich nicht mitten auf der Fahrt ausbezahlt.

« Jetzt warten wir nicht mehr länger »,

sagte ich zu meinem Kollegen, « wir bringen es doch nie fertig, Geld zu sparen, also ziehen wir am besten gleich jetzt aus.»

* * *

Am 12. Dezember 1912 desertierten wir, und zwar im ganzen unser sieben; Kleider und Lohn gingen natürlich zum Teufel, aber dafür waren wir in den Staaten, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. In einer kleinen Hafenbeize tranken wir ein Bier, gaben noch ein grosses Trinkgeld und nun standen wir ohne einen Rappen in der grossen Stadt und schauten an die Wolkenkratzer hinauf wie echte Greenhorns. Dem Jean und mir schloss sich ein deutscher Kollege an, ein Sachse. New York ist der beste Platz der Welt, wenn man sich verbergen will. Amerika hat zuviel Respekt für persönliche Freiheit, um eine Einwohnerkontrolle und eine polizeiliche Anmeldungspflicht einzuführen. Es ist deshalb schwieriger, jemanden in New York zu finden, als eine Nadel in einem Heustock. Aber wir drei waren Neulinge und hatten deshalb Angst, die Polizei sei uns auf den Fersen. Unser einziger Gedanke war deshalb: Nur möglichst schnell ins Innere des Landes!

Auf dem Stellenvermittlungsbureau der Eisenbahn in der dritten Avenue ging es zu wie auf einem Viehmarkt. Wir alle mussten in eine Reihe stehen und wurden von einem Vorarbeiter wie Kälber auf unsere Kräfte hin gemustert. Der Boss griff jedem einzelnen die Muskeln ab. Der Sachs war ein dicker Koloss mit einem riesigen Kopf, der Amerikaner hatte an ihm eine Mordsfreude, er glaubte wahrscheinlich, er habe einen Riesengoliath engagiert. Er merkte nicht, dass die Mus-

keln in Wirklichkeit aus schwammigem Fett bestanden, und später im Camp zeigte es sich dann, dass der Sachs der faulste Hund war. Er war so faul, dass wir ihn zum Koch machen mussten.

Die Eisenbahngesellschaft verschickte uns nach West-Virginien. Unser 80 Arbeiter waren in einem Extrawagen eingeschlossen und bewacht, damit keiner davon konnte. Verpflegt wurden wir mit Baloni und Brot. Baloni ist eine billige Wurst, die man anstatt in Darm in Segeltuch verpackt. Sie sieht ähnlich aus wie Balleron, ist aber lange nicht so fein.

Unsere Arbeit im Camp bestand im Legen von Eisenbahnschwellen und Schienen. Als Logis diente uns ein umgebauter Eisenbahnwagen; je drei Schlafplätze waren hurdenartig übereinander angebracht. Immer wenn die Schienen wieder ein Stück gelegt waren, zog eine Lokomotive unser fahrendes Haus vorwärts, denn Strassen gab es dort natürlich nicht.

Das Leben in jener Wildnis war nicht übel. Die Arbeit war anstrengend, aber das Essen war ausgezeichnet. Die Wälder enthielten unglaubliche Mengen von Wild; vor allem Hasen konnten wir fangen soviel wir wollten, und zwar auf die einfachste Weise: in einer Grube.

An die Weihnachtsfeier erinnere ich mich besonders deutlich. Ein paar Kollegen und ich heizten für diesen Zweck eine Lokomotive, auf der wir ohne Wagen ins nächste Dorf rasten. Der Führer fuhr so verrückt schnell, dass ich bei jedem Rank glaubte, es überschlage uns im nächsten Moment. Beladen mit Schnapsflaschen kehrten wir zurück und feierten die ganze Nacht.

Nach einem Monat rechnete ich aus, wieviel ich verdient habe. Da stellte sich

heraus, dass ich nicht nur keine Ersparnisse gemacht hatte, sondern sogar der Gesellschaft noch 15 Dollar schuldig war. Der Lohn betrug allerdings \$ 1.60 pro Tag. Aber das Essen, die Kleider, die Matratzen, alles wurde abgezogen. Auch für die Fahrt von New York verlangten sie 11 Dollar. Die Sache wurde mir nun doch zu dumm und ich sagte zum Ringger-Jean:

« Wir wollen ausziehen.»

Der Sachse bekam von unsern Plänen Wind und bettelte: « Du Schwyzer, nimm mich auch mit, ich habe Geld und kann euch aushelfen».

Er zeigte uns wirklich 35 Dollar und wir beschlossen deshalb, ihn mitzunehmen.

Auf unserer Eisenbahnlinie konnten wir nicht fort, es hätte uns jemand sehen können, also gab es keinen andern Weg als quer durch den Wald ins Tal

hinunter zur Hauptlinie. Am nächsten Montag meldeten wir uns am Morgen krank und während des Tages zogen wir unbemerkt aus. Der Sachse trug in einem Sack eine Anzahl Speckseiten, welche er als Koch auf die Seite geschafft hatte, leider vergass er aber, Brot mitzunehmen. Wir gingen ohne Kompass nur nach der Sonne, und nach zwei Tagen erreichten wir die Hauptlinie. Nach halbstündiger

Wanderung auf dem Geleise standen wir plötzlich vor einem Tunnel, der unter einem Pass durchging.

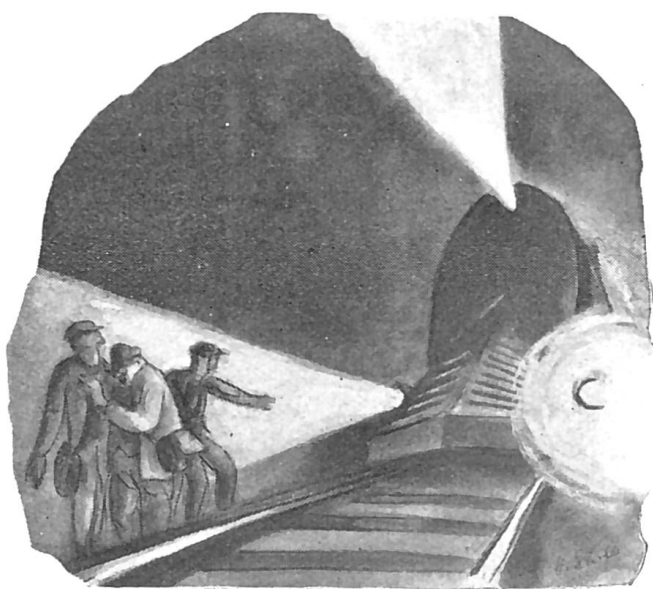
« Ueber diesen hohen Berg schleppe ich mich unter keinen Umständen», sagte ich sofort, « wir gehen unten durch.»

In Amerika ist es nicht verboten, auf dem Geleise zu marschieren, nur hat man das Risiko, überfahren zu werden, selbst zu tragen. Der Sachse hatte Angst, gab aber dann schliesslich uns nach. Ich ging voraus und tastete mit meinem Stock die Schienen ab. In der Mitte ging der Sachse

und zuhinterst

der Ringger-Jean. Licht hatten wir dummerweise keines.

Wie wir mitten im Tunnel sind, kommt der Expresszug. Eine solche Situation ist in Wirklichkeit gar nicht gefährlich, es ist genügend Raum da, um den Zug passieren zu lassen. Als ich aber die riesige Lokomotive herantosen hörte, bekam



„Wie wir mitten im Tunnel sind, kommt der Expresszug . . .“

ich trotzdem den Knieschlotter. Zitternd drückten wir uns an die nasse Wand. Der Zug sauste mit ohrenbetäubendem Lärm an uns vorbei und dass uns der Luftzug nicht mitgerissen hat, wundert mich heute noch. Trotz dem Schnauben der Lokomotive hörte ich, wie der Sachse mit gellender Fistelstimme « Mutter, Mutter » rief. Auch wir waren schliesslich froh, als

wir wieder draussen waren, das Unangenehmste war der dicke Rauch, der uns beinahe erstickte.

Der Ringger-Jean und ich wollten auf den nächsten Güterzug aufspringen, um schneller vorwärts zu kommen. Aber auch da bekam's der Sachse wieder mit der Angst zu tun. Da ihm das Geld und die Lebensmittel gehörten, gaben wir nach. Wir wanderten also weiter, der Sachse schwitzend und keuchend unter seinem schweren Sack, den er doch nie aus den Händen liess, aus Angst, wir könnten ihm damit davon gehen.

Unser Kollege offenbarte sich überhaupt immer mehr als ein ganz trauriger Fink. Sein Geiz liess es nicht zu, einen einzigen Cent für Brot auszugeben. Ich bin ein grosser Freund von Fleisch und gehöre nicht zu denen, welche meinen, jeder Bissen Fleisch müsse von einem ebenso grossen oder noch grössern Bissen Brot begleitet werden. Aber tagelang nichts als fetten Speck zu essen ist wenn möglich noch ärger als tagelang nur von Brot zu leben.

Nach zweitägiger Wanderung erreichten wir eine kleine Bahnstation. Es war eiskalt und der Boden war mit Schnee bedeckt. Auf dem Geleise stand ein Lokalgzug, der einen kurzen Aufenthalt machte. Während wir unsere Schuhe mit der Speckschwarte einrieben, ging der Sachse etwas voraus. Als der Zug abfährt, ist er plötzlich verschwunden. Er hatte ein Billet genommen und war mit seinem Gelde verduftet.

Ich erinnere mich noch deutlich an jenen Moment. Es war gerade an meinem Geburtstag, am 19. Januar. Da standen wir nun ohne Geld in einem wildfremden Land, dessen Sprache wir nicht

einmal beherrschten. Geschimpft haben wir genug, aber was half's. Als der nächste Güterzug vorbeifuhr, sprangen wir auf. Damit begann meine Lebensperiode als Eisenbahn-Tramp, die länger als drei Jahre dauerte.

Anderthalb Jahre später habe ich übrigens den Sachsen wieder angetroffen. An einem schönen Sommernachmittag spazierte ich in der Battery, der Spitze der Halbinsel, auf welcher New York-City steht. Da begegnet mir plötzlich eine zerlumpete Gestalt. Wer ist es? Unser Sachse!

« Hallo, Schwyzer », ruft er, « wie geht es ? »

« Wie geht's dir ? » frage ich.

« Elend », sagt er, « ganz elend, seit einer Woche schiebe ich Kohldampf, wenn ich nur wieder in Deutschland wäre ! »

Nun dachte ich : Rache ist Sirup, und Sirup ist süss.

« Mir geht es ausgezeichnet », sagte ich zum Sachsen, « siehst du, ich habe Geld » und rieb ihm die 10 Fünfdollarnoten, die ich besass, direkt unter die Nase, « ausserdem habe ich 200 Dollar auf der Bank. » Das letztere war natürlich nicht wahr, ich bluffte nur, um ihn zu ärgern. Hätte er sich seinerzeit in Virginien nicht so schmäählich benommen, so würde ich ihm sofort geholfen haben, jetzt lachte ich ihn nur aus :

« Wenn du hier am Strassenrand zugrunde gehen würdest » — gerade so sagte ich zu ihm — « so würde ich dir höchstens mit einem Tritt aushelfen. »

* * *

Doch zurück nach Virginien. Der Ringger-Jean und ich sassen also in einem offenen Güterwagen und zitterten vor Kälte und Angst. Schliesslich trieb uns

der Hunger wieder herunter. In einer kleinen Town, einem Nest von etwa 5000 Einwohnern, verliessen wir den Wagen und marschierten direkt ins Hotel, natürlich nicht in den Speisesaal, sondern in die Küche. Das ist immer der beste Ausweg, wenn man auf dem Hund ist: Man sucht etwas Arbeit bei einem Koch, dann kann man sich meistens als Lohn toll und voll essen. Mit gefülltem Magen ging's wieder auf den nächsten Zug.

Wir wollten nach Cincinnati. Als wir am frühen Morgen erwachten, war alles so merkwürdig still. Ich sagte sofort zu Jean: « Du, da stimmt etwas nicht », und stieg aus. Da stand wahrhaftig unser Wagen ohne Maschine ganz allein auf einem Geleise und am Bahnhofgebäude stand « *Greenhill* ». Wir waren etwa 300 Meilen von unserem Bestimmungsort entfernt. Nicht wahr, die Schwierigkeit war vor allem die, dass wir nicht englisch konnten. Wir mussten uns ganz auf uns selbst verlassen. Wir fuhren also wieder zurück. Dummerweise sprangen wir wieder in einen offenen Wagen. Zu allem Elend fing es nun noch an zu schneien und mehr tot als lebendig kamen wir auf der Umsteigestation an.

Während wir dort auf den Zug warten, höre ich plötzlich einen Bananenverkäufer italienisch sprechen. Ich nahm die wenigen italienischen Brocken, die ich konnte, zusammen und sagte: « Buon giorno, signore, come sta, fa molto freddo! »

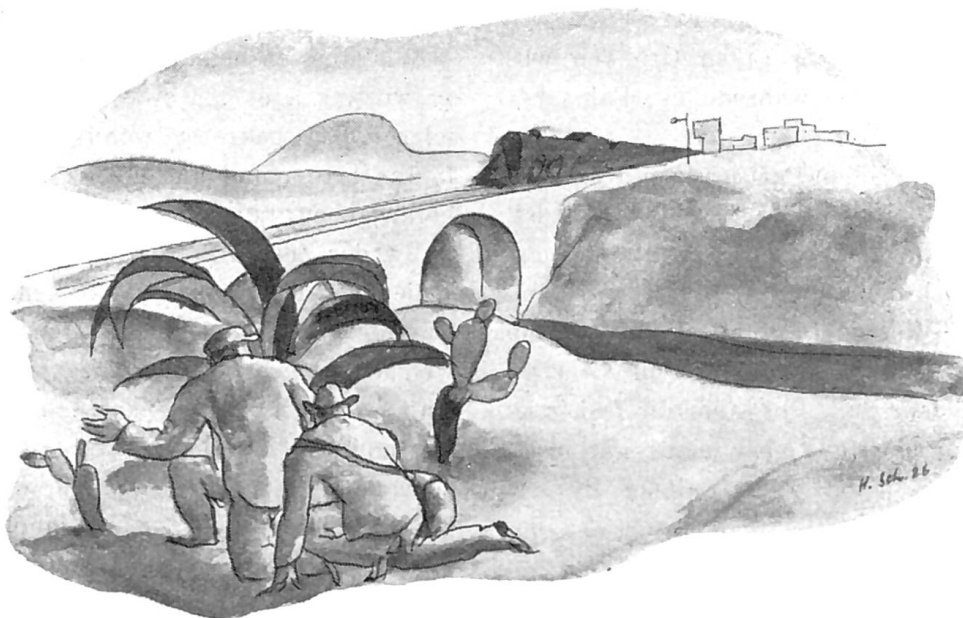
Im Gespräch stellte es sich heraus, dass der Mann von Beruf Maurer war und dass er eine Zeitlang in Klein-Basel gewohnt hatte. Er hatte solche Freude, dass er zu uns sagte: « Kommt mit, ich werde euch gratis das Essen bezahlen. » Er lo-

gierte uns sogar in ein Hotel ein, in ein Zimmer mit Bad, und zuerst konnten wir beide ein Bad nehmen. Hierauf gab's ein grossartiges Essen mit Risotto und Chianti. In den weichen Betten schliefen wir wie Könige bis morgens 11 Uhr. Dann bezahlte uns der Mann, — er hiess Bettini — noch ein opulentes Frühstück mit ham and eggs, Schinken und Eiern.

Diesmal sprangen wir auf den Kohlenwagen. Aber da waren wir vom Regen in die Traufe gekommen. Die Kohlen waren kälter als Eisblöcke, bald waren wir so steif, dass wir uns fast nicht mehr rühren konnten. Der Lokomotivführer, ein alter Mann, bemerkte uns und winkte mit der Hand, wir sollten auf die Maschine kommen, um uns dort zu wärmen. Wir dummen Teufel verstanden aber die Sprache nicht und missverstanden seine Gebärden als Drohungen. Wir glaubten, der Mann wolle uns hinunterjagen und verkrochen uns deshalb immer mehr in die Kohlen. Als wir schliesslich in Cincinnati ankamen, waren wir so starr, dass wir einander zuerst gegenseitig die Knochen reiben mussten, um überhaupt noch stehen zu können. Dann zogen wir los, hungrig, aber zu allem aufgelegt. Bei der Brücke, die in die Stadt führt, steht ein deutsches Restaurant « Zum armen Teufel ».

« Da passen wir gerade hinein », sagte ich zum Ringger-Jean, und plötzlich standen wir im Bar-Room. Der Neffe des Wirtes sah uns das Greenhorn gleich an, fragte uns über Woher und Wohin und gab schliesslich einige gute Ratschläge und einen Sandwich.

Dann ging ich ins Villenquartier, fragte um Arbeit und verdiente noch am ersten Vormittag \$ 1.50 und eine Tasse Kaffee



„Man wartet etwas ausserhalb der Station . . .“

dadurch, dass ich einer jungen Frau den Schnee vor dem Haus wegschaufelte.

In Cincinnati blieben wir zwei Monate, wechselten aber mindestens zwanzigmal die Stelle. Dann packte uns plötzlich wieder die Wanderlust und weg ging's mit dem nächsten Zug.

* * *

Drei Jahre lang bereisten wir ganz Amerika als Hobos. Ich treffe in der Schweiz immer wieder Lerte an, die in den Staaten wohnten und welche trotzdem einen Hobo und einen Bum nicht unterscheiden können. Und doch sind ein Hobo und ein Bum so verschieden wie Wein und Wasser. Wenn mich einer während meiner Hobozeit einen Bum genannt hätte, so hätte ich ihm den Unterschied so klar gemacht, dass er 10 Tage im Spital darüber hätte nachdenken können. Ein Hobo ist ein Landstreicher, aber ein Gentleman-Landstreicher. Er bettelt nur auf der Reise, zwischenhinein arbeitet er aber auch wieder. Ein dirty Bum aber ist ein Tagedieb, ein Low-life, ein

elender Tropf, der immer am gleichen Ort vegetiert und sich ausschliesslich mit Betteln durchbringt. Gehen Sie in die Bowery in New York. Dort stehen die Bums an allen Ecken herum oder warten in der Breadline auf die städtische Brotverteilung.

Ein Hobo, der sich respektiert, walzt nie zu Fuss wie etwa ein deutscher Handwerksbursche. Der amerikanische Hobo reist nur per Eisenbahn und selbstverständlich ohne Billet. Ich kann mit Genugtuung sagen, dass ich verschiedene Male die Strecke von der Goldküste bis nach Kanada gemacht habe, ohne je Geld für ein Billet zu verschleudern. Wo liegt der Reiz, mit einem Billet zu fahren?

Es gibt kein schöneres Leben als das Hoboleben. Die Sache ist lange nicht so gefährlich, wie man etwa glaubt. Man wartet etwas ausserhalb der Station oder bei einem Wassertank, dann springt man auf den ganz langsam fahrenden Zug auf. Auch wenn man entdeckt wird, was kann einem passieren? Töten können sie ei-

nen nicht und aus guten Gründen wird man auch selten während der Fahrt heruntergeworfen.

Auf der Union-Pacific drohte mir einmal ein Bull, ein Eisenbahnpolizist: « Wenn du nicht sofort runterspringst, werde ich dich mit Gewalt runterwerfen! »

Der Güterzug fuhr mit etwa 35 Meilen Geschwindigkeit. « Komm nur », sagte ich zu dem Bull, « es steht dir frei, mich hinunterzuwerfen, aber eines garantiere ich dir: dass du auf alle Fälle mitkommst. »

Daraufhin wurde er zutraulicher.

Meistens macht das Zugspersonal überhaupt nicht viel Einwände, besonders, wenn man Geld bei sich hat. Der Ringger-Jean und ich fuhren einmal von Chicago nach Detroit, als uns der Brake-Man, der Bremsen, entdeckte.

— « Habt ihr Geld », fragte er, « got any dough? Dann könnt ihr bleiben, andernfalls müsst ihr beim nächsten Stop runter! »

Ich hatte allerdings 3 Dollars bei mir, aber das strich ich ihm nicht unter die Nase. Man soll nie sagen, dass man Geld hat. Der Jean hatte kurz vorher in einem Fünfzigrappen-Basar, einem Five-and-ten-Centstore einen billigen Imitationsfüllfederhalter für einen halben Franken gekauft. Mit ihrer Imitationsgoldkappe sah die Feder sehr schön aus, wie übrigens alles, was man in den Woolworth-Basars kauft. Die armen Mädchen kaufen ja dort sogar für 50 Rp. goldene Imitations-Armbanduhren (ohne Werk), um äusserlich hinter reichern Kolleginnen nicht zurückzustehen.

— « Du hast hier eine nette Füllfeder », meinte der Brake-Man, « wenn du mir die gibst, dürft ihr mitfahren. »

Wir mussten heimlich lachen. Der Jean antwortete aber laut: « Diese Feder hat mich \$ 3.50 gekostet, wenn Sie uns mitfahren lassen und uns noch einen Dollar herausgeben, können Sie sie haben. »

Mit der Zeit lernten wir dann die verschiedenen Eisenbahnsysteme kennen und wussten genau, welche Strecken gut und welche schlecht sind. Natürlich reist man, wenn man einmal Erfahrung hat, nur noch auf Throughtrains, auf durchgehenden Güterzügen, und um die Kleider zu schonen, trägt man blaue Ueberkleider.

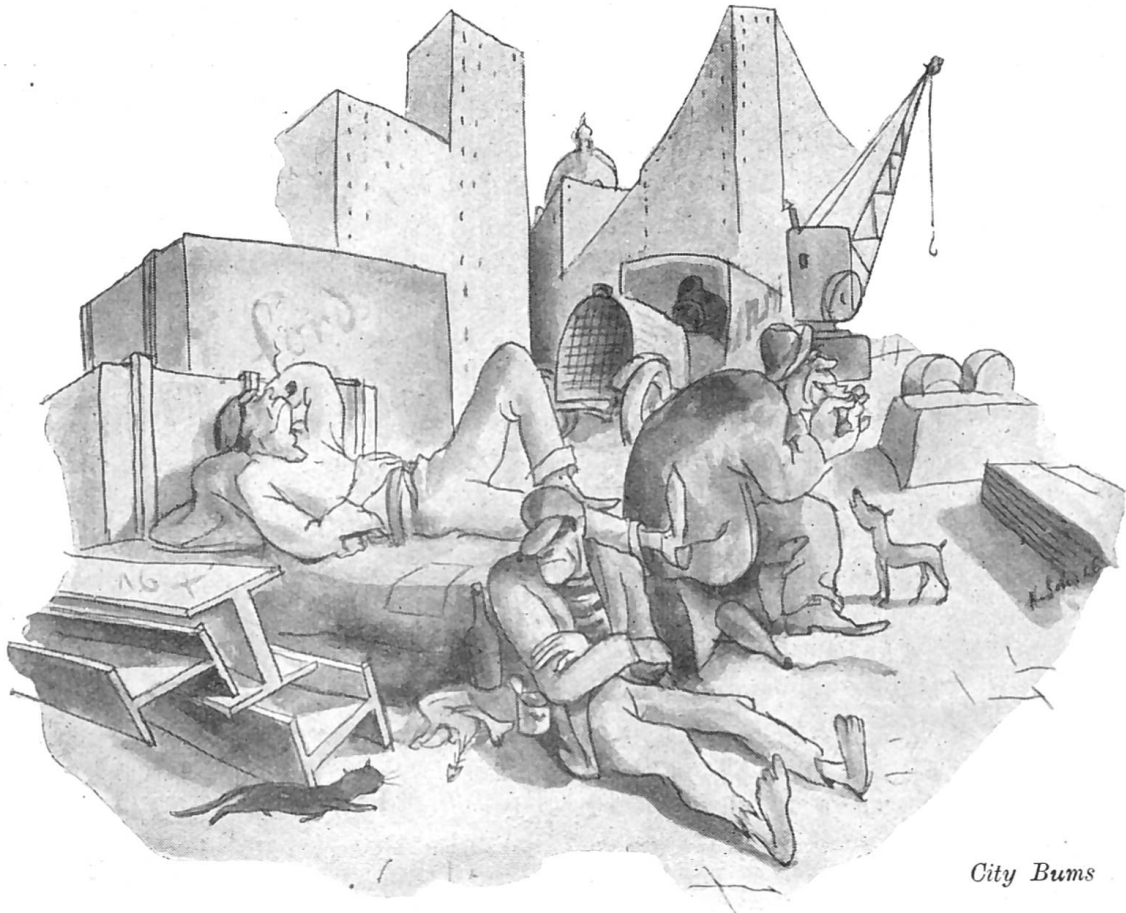
Als Hobo reist man am besten allein oder zu zweit! Es gibt dann keinen Streit wegen der einzuschlagenden Direktion. Es kam aber oft vor, dass wir unser 40 in einem Wagen waren. Einer stand dann gewöhnlich Wache. Der Zusammenhang der Hobos ist nicht sehr stark. Man hat allerdings eine eigene Zeichensprache, d. h. an den Eisenbahntanks wird mit Kreidezeichen angegeben, wieviel Kilometer entfernt der nächste Dschungel ist. Dschungels sind Treffpunkte für Hobos, an fliessendem Wasser gelegen, wo eine Petrolkanne und einige Pfannen versteckt sind.

Mit der Zeit lernt man viele flüchtig mit Namen kennen.

« Hallo, California-Bill! »

— « Well, well, well, 'Texas-Blacky, where did I see you last time? », wo sahen wir uns das letzte Mal? » Aber das ist dann alles.

Die Richtung der Hobowanderung wird im allgemeinen durch die Temperatur bestimmt. Im Winter ist man im Süden, im Sommer im Norden. Als die Weltausstellung in Frisco seinerzeit eröffnet wurde, da waren alle Züge voll



City Bums

von Hobos, die sich die Sache ansehen wollten: es war auch die Fahrt wert.

Man muss nicht meinen, dass die Hobos nirgends gerne gesehen würden. Während der Erntezeit sind sie direkt eine Notwendigkeit. Gleichzeitig mit der Ernte reisen die Hoboscharen von Süden nach Norden. Von Zeit zu Zeit wird einige Tage gearbeitet, dann geht's mit dem Zug weiter nördlich, bis auch dort die Ernte vorbei ist. Als Erntearbeiter habe ich oft durch Zunähen von Getreidesäcken 8—9 Dollars im Tag verdient, allerdings nur bei 12 Stunden strengster Akkordarbeit. Dort kannte niemand das Sprichwort: Akkord ist Mord.

Einmal ein Hobo, immer ein Hobo! Ich habe Kollegen gekannt, die schon 40 Jahre dieser Leidenschaft frönten. Es

war sogar ein Mexikaner unter uns, dem beide Beine abgefahren worden waren und der trotzdem das Reisen nicht lassen konnte. Mit den Armen zog er sich hinauf und wenn er im offenen Wagen stand, ragte sein Kopf gerade etwas über die Seitenwand hervor. Diesem wurde natürlich nie etwas vom Zugspersonal zu-leide getan. Ueberhaupt wird ein Krüppel in Amerika nie beleidigt. Wenn Sie in Amerika eine Brille tragen und Sie bekommen Streit, so wird Ihnen der andere nichts anhaben, solange Sie die Brille nicht abziehen und schlägt er trotzdem zu, so fliegt er schwer herein.

* * *

Der Ringger-Jean und ich haben alle Staaten der Union bereist. Natürlich haben wir zwischen hinein immer wieder

gearbeitet. Wenn ich für jeden Beruf, den ich während dieser Zeit ausgeübt habe, eine dreijährige Lehre hätte absolvieren wollen, wie man das bei uns für nötig hält, so hätte ich dazu mindestens 120 Jahre gebraucht. Die Hauptsache ist Courage. Ich muss immer wieder denken, wie borniert die Leute in dieser Beziehung hier in der Schweiz sind. Da ist in irgend einer Branche nichts los, aber anstatt dass ein Zimmermann in der flauen Zeit Arbeit sucht in einem Hotel oder als Gepäckträger oder irgend etwas, hungert er lieber. Ich habe immer dort gearbeitet, wo es etwas zu verdienen gab, die Branche war mir egal.

Das ist ja auch das Schöne in Amerika, wenn man Arbeit will, dass man sich nicht zuerst erkundigt, was der Vater und die Grossmutter gewesen seien und man auch nicht immer meint, man sollte ein halbes Kilo Zeugnisse mitbringen.

1913 war ich in New York auf dem Pflaster. Zufällig schaute ich zu, wie ein Wolkenkratzer am Broadway gebaut wurde. Die Sache imponierte mir und ich fragte den Vorarbeiter um einen Job, um Arbeit.

« Verstehen Sie etwas von Eisenkonstruktionsarbeit ? » fragte dieser, « got any experience ? »

« Das ist mein Beruf », log ich.

Er stellte mich ein. Nach einer Stunde jagte er mich allerdings wieder davon : « Sie haben ja keine Ahnung von der Sache. »

Ich probierte es noch drei oder vier Mal, jedes Mal konnte ich etwas länger bleiben, bis sie mich fortjagten. Unterdessen hatte ich aber die nötigen Handgriffe und Fachausdrücke gelernt und am 5. Bau konnte ich drei Monate mitarbei-

ten. So lernt man einen Beruf. Uebrigens war das Gebäude, an dem ich arbeitete, das Woolworth-Building, das höchste Haus der Welt. Immer, wenn ich eine Abbildung oder eine Postkarte von diesem berühmten Gebäude sehe, denke ich mit Stolz : Da hast du auch mitgeholfen, zu bauen.

In San Francisco arbeitete ich als Hilfsmagaziner bei der Firma Wilson Brothers, Dry-Goods. Ich musste Kisten packen und ein- und ausladen. Der Boss hatte den Schlüssel zum Magazinraum in der Tasche. Wir konnten also nicht hinaus, bevor er öffnete. Ein junger Tscheche, der frisch herübergekommen war, und der mit mir arbeitete, hatte die ekelhafte Gewohnheit, immer Ueberzeit zu machen. Wenn es schon 5 Uhr geschlagen hatte, schmeichelte er sich noch an den Boss heran : « Mister, dort ist noch ein guter Platz, um eine Kiste hinzustellen. » Mir wurde ganz schlecht nur vom Zuhören. Ich selbst arbeitete natürlich nur das Minimum. Ich war kein Greenhorn mehr und kannte Amerika. Richtig fragte mich der Boss nach 14 Tagen : « How would you like a steady job ! », d. h. er offerierte mir eine Dauerstelle.

« Danke für Backobst », sagte ich, « meinen Sie, ich möchte meiner Lebtag Kisten herum jonglieren, not me ». Aber so geht es immer. Ist man an einem Platz, wo man alles tut, um jedermann zufriedenzustellen, so wird man zum Teufel gejagt, kümmert man sich aber um nichts und um niemanden, so wird einem aufgebessert. Wenn einer auf eine Lebensstelle ausgeht, dann strengt er sich am Anfang so verrückt an, dass es ihm unmöglich ist, im gleichen Tempo auf die Dauer weiterzufahren. Infolge-

dessen heisst es dann : « Aha, der Mann lässt nach » und man feuert ihm. Wenn man aber von Anfang an mit der Arbeit zurückhält, kann man natürlich leicht im gleichen Tempo fortfahren und man kommt in den Ruf eines guten Arbeiters.

Newada war dazumal der freieste Staat der Union, der einzige Staat, wo man noch soviel Runden boxen konnte, wie man wollte. Früher fanden dort sogar noch Boxkämpfe ohne Handschuhe statt, eigentliche Kämpfe auf Leben und Tod, bei denen das Blut in Strömen floss. Dort arbeitete ich also Cow-Boy. Die Cow-Boys tragen zwar grosse Hüte, aber natürlich keine gefransten Hosen wie im Kino, sondern blaue Ueberkleider, wie man sie in Amerika überall trägt. Anfangs konnte ich gar nicht reiten, aber das lernt man schliesslich bald. Das Reiten ist ja dort auch viel einfacher. Das Land ist topfeben und wenn ein Gaul durchbrennt, so ist das nicht so gefährlich wie hier in der Schweiz, wo er sofort auf Hindernisse, Gräben und Hecken stösst. Dort kann man ein Pferd einfach laufen lassen, man versucht nur, es in einem immer kleineren Kreise herumzujagen, zuletzt wird es dann von selbst müde und wenn man herunterfliegt, so fliegt man schliesslich auf Gras und nicht auf Strassenpflaster. Die Hauptarbeit für uns war das Brennen der Tiere. Mit einem Lasso wurde das Vieh auf die Knie gebracht und dann mit einem glühenden Eisen das Zeichen des Eigentümers eingebrannt. Gefährlich sind die Stampede, die Momente, wo die ganze Riesenviehherde plötzlich aus irgend einem Grunde anfängt zu toben und fortrast. Da ist nicht viel zu machen. Man kann nur nebenbei galoppieren, bis man an die Spitze kommt und

dort versuchen, mit ein paar Schreckschüssen die Richtung der Herde zu verändern.

In Wisconsin im Green-County arbeitete ich als Malermeister. Ich strich den Farmern die Scheunen und Häuser an, daneben besass ich einen Hengst, den ich gegen Bezahlung zur Bedeckung auslieh. In Wisconsin, vor allem in Monroe und Neu-Glarus leben sehr viele Schweizer. Man trifft dort häufig Bauern, die nie in der Schweiz waren und die ein ganz unverfälschtes Schweizerdeutsch sprechen, im Gegensatz zu jenen Bank-Commis, welche, wenn sie ein Jahr in New York sind, nur noch gebrochen Schweizerdeutsch sprechen können. In eine solche Schweizerkolonie in Wisconsin kam einmal ein zugereister Schweizer und frug einen Neger beim Bahnhof um eine Auskunft, worauf dieser antwortete : « Ich chan nöd englisch, ich chan nu schwyzerdütsch. »

In Wisconsin erlebte ich ein typisches Beispiel der Borniertheit der menschlichen Natur. Der Farmer, bei dem ich dort arbeitete, sagte zu mir : « Unser Green-County ist halt doch die schönste Gegend der ganzen Welt, das müssen Sie als weitgereister Mann gewiss selbst zugeben. » — Nun ist doch das Green-County das langweiligste Land, das man sich denken kann, mit der Ausnahme, dass es schöne Wiesen hat. —

« Sie wären noch imstande, zu behaupten, » sagte ich zu ihm, um ihm zu widersprechen, « dass die Kuh da, die neben Ihnen steht, die schönste Kuh der Welt ist. » — « Sowieso », sagte er.

« Dann sind Sie das grösste Kalb », antwortete ich. Aber wieviele Leute gibt es, welche wie dieser Farmer der heiligen

Ueberzeugung sind, bei ihnen sei alles am besten und schönsten und die nicht wissen, dass hinter den Bergen auch Leute wohnen. Das fällt mir besonders auf, wenn ich wieder in die Schweiz zurückkomme. Als ich in Chicago bei Kriegsausbruch die ersten amerikanischen Bürgerpapiere herausnahm, fragte mich der Advokat: «How do you spell Switzerland?», «wie schreibt man das Wort Switzerland?», und zwei Minuten nachher: «Who is the king of Switzerland?», «wie heisst der König der Schweiz?»

Bei dieser Gelegenheit wurde es mir recht klar, dass die Schweiz nicht in der ganzen Welt so berühmt ist wie bei uns zu Hause.

* * *

Wer Amerika nicht vor dem Krieg gekannt hat, der hat es überhaupt nicht gekannt. Man konnte nicht nur gratis reisen, sondern wenn man in den entsprechenden Gesellschaftsklassen bekannt war, auch gratis essen. Wenn man sich mit dem Lunchman gut stellte, so führte man in den verschiedenen Freelunch-Counters ein wahres Schlaraffenleben. In den unzähligen Freelunch-Counters wurde an die Konsumenten von Bier, Fleisch und Brot gratis abgegeben, ähnlich wie in Berlin vor dem Kriege Semmel. Ich war mit verschiedenen Lunchmen in Chicago gut Freund, die mir jeweilen einige Stück Roastbeef abschnitten, wenn ich kam, und zwar blutend, wie ich es am liebsten habe.

Auch Autofahren konnte man in Chicago gratis. Wenn ich stadtauf oder stadtab musste, nahm ich nie einen Tram. Ich hielt mit der Hand Privatautomobile an, indem ich je nachdem rief: «Going North, going South?» Die meisten lies-

sen mich dann in der einen oder andern Richtung mitfahren. Bald wurde ich auch ein eigentlicher Experte in bezug auf die Autofahrer. Diejenigen, welche Mützen oder weiche Filzhüte trugen, nahmen uns fast immer mit, hatte aber einer einen Strohhut oder einen steifen Derby auf dem Kopf, so hiess es gewöhnlich: «Nothing doing!» «Nichts zu machen!»

Eine herrliche Stadt war St. Louis. Dort gaben vor der Prohibition alle die grossen Brauereien an jedermann Bier-Tickets ab. Man konnte in der Fabrik gratis Bier trinken, soviel man wollte, nur durfte man nichts mitnehmen. In den Schlachthäusern aber, — übrigens auch in den Schlächtereien von Armour und Swift in Chicago — gab's unentgeltlich Würste à discretion, heiss und kalt, tadellose Würste, die irgend einen kleineren «Fabrikationsfehler» hatten.

Die Würste machten Durst und der Durst machte wieder Hunger und für beides war herrlich gesorgt. Zwischen dem Essen und Trinken lag ich im Park auf dem Rasen, schlief oder las die Comic section einer Zeitung, die jemand liegen gelassen hatte. Das ist das Schöne in den amerikanischen öffentlichen Parks. Jedermann, Kinder und Erwachsene, haben überall Zutritt und es sind nicht wie bei uns überall Hecken angebracht und Täfelchen aufgestellt:

DAS BETRETEN DES RASENS
IST VERBOTEN

HUNDE SIND AN DER LEINE
ZU FÜHREN

ZUWIDERHANDELNDE WERDEN
BESTRAFT.

* * *

Als mir das Leben als Tramp verleidet war, ging ich zur See.

(Schluss folgt.)

schen zu erlangen, eine solche Gefolgschaft sich zu erobern. Ich kam zu dem einfachen Resultat, dass allein der Charakter ausschlaggebend sein müsse; denn weder Wissen, noch Können, bringen eine Wirkung hervor, wie sie bei jener Wunderdoktorin, deren Namen ich nicht einmal kenne, zu verzeichnen war. Während wir hin und her redeten, forderte jemand mich scherzend auf, ein Buch zu schreiben, mit einer Quacksalberin als Mittelpunkt.

Ich gehöre nun zu jenen, die intuitiv arbeiten, dem Einfall folgend der zündenden Idee sich begeistert hingeben. Im Augenblick, als jenes Wort fiel, war ich auch schon entschlossen, das Buch zu schreiben. Nebelhaft blieben mir zuerst Anfang und Ende. Nur das eine Bild, wie Tefil, der Wunderdoktorin Bruder, den nickenden Tod, den Kessel, in dem der « Erlöser » gebraut wurde, die Tausend von Dankschreibern, und die Töpfe mit der berühmten Salbe in seinem Wagen langsam in den See fuhr, stand deutlich und farbig vor meinem innern Auge. Zugleich wusste ich einen Augenblick darauf, dass die Marie Zuberbühler ihrem Sohne zuliebe, — er entstand in der Sekunde, als ich in der Wunderdoktorin die Frau sah, — dass sie um ihres Sohnes willen ihre Ueberlegenheit aufgeben, ihre Lebensarbeit vernichten, ihren Hof verlassen werde, um Uli, der als Arzt in Gefahr war, an seiner Mutter zugrunde zu gehen, zu retten. Das ist das Grosse an Marie Zuberbühler, dass sie dies Opfer bringen konnte. Darum hat sie Macht, darum herrscht sie, darum glaubt man ihr, darum ist ihr die Gabe, durch Einwirken auf andere heilen zu können, gegeben. Sie hat noch anderes: Augen im Kopfe,

die gewohnt sind, selbst zu sehen und nicht Büchern zu glauben. Einen starken, oft despotischen Willen. Es fehlen ihr die hemmenden Vorurteile, die jede Schule hervorbringt, auch die der ärztlichen Wissenschaft. Sie hält die Heilung für das Wichtigste, sie kennt, und vor allem, sie liebt ihre Kranken.

Die Anna Steiger behandelt sie suggestiv, um sie von ihrer Lähmung zu erretten, ohne je über Suggestion gelesen oder gehört zu haben und trotzdem Coué damals noch gänzlich unbekannt war. Sie hat viel psychologisches Talent, allerdings betätigt es sich mehr bei ihren Kranken, als innerhalb ihrer eigenen Familie — es kommt ihr grosse Erfahrung zu Hilfe, der Nachahmungstrieb der Menschen, der Hang zum Mystischen, und jener Zauber, der von jeher die Masse nach sich zog.

Ohne irgend eine Absicht schrieb ich das Buch. Meilenweit fern blieb mir der Gedanke, irgend etwas beweisen zu wollen, oder gar abwägen zu wollen, was besser sei, Quacksalbertum oder Wissenschaft, Arzt oder Wunderdoktorin. Nur die eine Frage beschäftigte mich: Ueber welche Hilfskräfte gebietet ein Mensch, um weit in die Runde über alle und alles zu triumphieren?

Als ich jenes Buch schrieb, lief meine Feder allein, kaum kam ich mit meinen Gedanken nach. Ich liess ihr jede Freiheit, und was sie schrieb, blieb stehen. Männer und Frauen traten auf, ohne von mir gerufen worden zu sein, ohne dass ich einen Augenblick vorher von ihnen gewusst. Sie schoben sich in die Handlung, fanden sich, trennten sich, befahdeten sich, liebten sich, ohne dass ich bewusst an ihrer Gestaltung arbeitete.